

# Das Pfennig-Magazin

der  
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

75.] [2. Jahrg. 23.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[October 4, 1834.]

Der krausköpfige Krassari.



## Der krausköpfige Araffari.

(Pteroglossus lepidocephalus Pöpp.)

(Ein neu entdeckter Vogel im Innern Südamerikas.)

Mit Bewunderung betrachtete gewiß so mancher unserer Leser, der vielleicht weniger in das unendliche Gebiet der Naturgeschichte eingeweiht ist, jene Tufane oder Pfefferfresser, welche in Nr. 26 unseres Blattes abgebildet und beschrieben wurden, und durch ihren großen Schnabel wie durch die wunderbare Vertheilung der Farben ihres Gefieders sich so sehr auszeichnen. Was werden nun aber erst die Leser zu den beiden Vögeln sagen, welche wir ihnen im gegenwärtigen Blatte abgebildet übergeben! Betrachten Sie diese merkwürdigen Vögel genau! Sind sie nicht jungen Stuzern zu vergleichen? Der Kopf geschmückt mit den zierlichsten Papillotten, der dunkelgrüne Track, die roth und gelbe seidene Weste, die schlanken, mit schwarzen Strümpfen gezierter Beine, die wie zum Tanzen gemacht zu sein scheinen, ja! Alles an diesem Vogel gibt uns das treue Bild eines jungen Stuzers, der sich zum bevorstehenden Balle schmückt, um von den Damen bewundert, angestaunt zu werden, und wenigstens ein halbes Duzend Herzen zu erobern gedenkt. — Doch Scherz bei Seite! Dieser Vogel verdient eine Abbildung in unserm Blatte um so mehr, da er unter die uns kürzlich erst bekannt gewordenen Vögel gehört. Unser verehrter Landsmann und Mitbürger, der Dr. und Professor Pöppig, der sich lange Zeit in Südamerika aufhielt, dort als einer der gelehrtesten und umsichtigsten Naturforscher eine Menge neuer Entdeckungen in den Reichen der Natur machte, und reich an Schätzen für die Naturkunde im vorigen Jahre zu uns zurückkehrte, brachte auch diesen uns noch völlig unbekanntem Vogel mit und stellte ihn als eine der herrlichsten Zierden in dem Cabinet der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig auf. Ob er Hrn. Gould, der ihn in seiner Monographie der Ramphastiden nach einem Exemplare im Museum der zoologischen Gesellschaft in London abbildete und beschrieb, eher bekannt gewesen ist als dem Hrn. Prof. Pöppig, der uns schon im Oct. 1830 eine kurze Beschreibung von ihm gab, das wagen wir nicht zu entscheiden, da uns das Werk des Hrn. Gould nicht vorliegt.

Die Beschreibung des Hrn. Prof. Pöppig ist in einem Briefe (Yurimaguas, Maynas, Oct. 20, 1830) enthalten, welcher in Nr. 692 (Dec. 1831) von Frovrip's Notizen aufgenommen worden ist. Er schreibt daselbst, daß er im Dorfe Juanjuy längere Zeit aufgehalten worden sei, daselbst aber manche wichtige Entdeckungen, besonders in dem Thierreiche gemacht und unter andern auch diesen Araffari entdeckt habe, der wahrscheinlich für den Naturforscher noch neu sei.

Der schuppen- oder krausköpfige Araffari (Pteroglossus lepidocephalus Pöpp. oder Pt. ulocomus Gould) zeichnet sich durch eine Federbildung am Scheitel, den Seiten des Kopfes und am Nacken aus, die sich wohl bei keiner andern Vogelart wiederfinden möchte. Die Federn an diesen Stellen sind nämlich kohlschwarz, oval und schuppenartig auf einander liegend; das Merkwürdigste aber bei ihnen ist, daß die Federn keinen Bart haben und auf diese Weise nichts als die Ausdehnung des Kiels sind. Je weiter diese plattgedrückten, bartlosen Kieme nach unten und dem Rücken zu laufen, um so schmaler werden sie und um so mehr zeigen sich kleine Fasern, die immer mehr zunehmen, bis sie endlich den übrigen Körperfedern ähnlich werden. Diese schuppen-

artigen Federn gleichen völlig schwarzen, metallisch glänzenden Stanniolblättchen, die im Leben, wie schon gesagt, platt aufeinanderliegen, nach dem Tode des Vogels aber so erscheinen, wie sie unsere Abbildung darstellt. Sie rollen sich nämlich dann zusammen und erscheinen kraus, weshalb auch der Indianer diesem Vogel einen Namen beilegt, der in Krauskopf (Crispito) übersetzt wird. Die Flügel, der Schwanz und der untere Theil des Rückens sind dunkelolivengrün, Hals, Brust und der obere Theil des Rückens sind mit vermischten rothen und lebhaft gelben Federn besetzt; die erstern sind jedoch auf dem Rücken vorherrschender und die letztern sind an Hals und Brust, bis zu einer ganz rothen Binde des Bauches, vorherrschend. Die auch ziemlich schuppenartigen kleinen Federn der Kehle sind weiß mit schwarzen Spitzen, und die Federn der Beine sind dunkelgrau. Die Füße sind von schwärzlicher Farbe, und der Oberschnabel ist an der Spitze orangeroth, oben an der Seite azurblau, unten und an der Basis schwarzbraun. Die Zähne des Oberschnabels sind weiß, und die Vertiefungen dazwischen schwarz. Der Unterschnabel ist weiß, und nach der Spitze zu orangeroth.

Die Länge des ganzen Vogels ist 18 Zoll, die des Schnabels 4 Zoll, die Flügel sind  $5\frac{3}{4}$  Zoll, der Leib ist  $7\frac{1}{2}$  Zoll und die Beine sind  $2\frac{1}{2}$  Zoll lang.

Dieser Araffari ist ein scheuer Vogel, der in Gesellschaft in den Wäldern des Amazonenstromes umherfliegt und ein lautes Pfeifen ertönen läßt.

Die Indianer machen sich aus jenen schuppenartigen Federn des Kopfes zierliche Halsbänder.

M. A. B. R.

## T u r e n n e .

Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte von Turenne, der zweite Sohn Henri's de la Tour d'Auvergne, Herzogs von Bouillon und souverainen Fürsten von Sedan, und der Elisabeth, Tochter Wilhelm's I., Fürsten von Nassau-Drantien, wurde im Jahre 1611 zu Sedan geboren und erhielt eine seiner Abkunft würdige Erziehung, wobei schon in frühester Jugend seine hellen Geistesgaben, sowie seine große Selbstbeherrschung zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Kaum 15 Jahre alt sandte ihn seine Mutter, nach Ableben seines Vaters, nach Holland zu ihrem Bruder, dem berühmten Prinzen Moritz von Nassau, unter dessen Leitung er seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat begann. Bald aber ward ihm als Capitain ein Regiment Infanterie übergeben, dem er, während der Belagerungen von Groll und Bolduc, mit dem erhabnen Beispiele von Muth und Unererschrockenheit voranging, und bei welchem er keine Mühe und Anstrengung scheute, daselbe hinsichtlich der Ordnung und des militairischen Gehorsams zu dem ersten in der ganzen Armee zu machen. Als der Cardinal Richelieu aus selbstsüchtigem Ehrgeiz seinen König, Ludwig XIII., nicht nur zum unumschränkten Herrn über Frankreich erhob, sondern auch die östreichische Monarchie anfeinden wollte und der Herzogin von Bouillon einen Tractat hatte unterzeichnen lassen, durch welchen sie sich zur Anhänglichkeit an die Interessen des Königs verpflichtete, wurde Turenne als Geisel und Bürge für die Tractate an den französischen Hof geschickt. Der König empfing ihn mit allen Ehrenbezeugungen und gab ihm ein Regiment Infanterie, dessen er sich bei Belagerung von La Mothe bediente, welche Festung auf einem sehr befestigten Felsen lag und aller

Untermirung trotz bot. Turenne bekam den Befehl, eine Bastei anzugreifen. Es war die erste Probe seiner Tapferkeit. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; von ihrem Ausgang hing seine kriegerische Laufbahn ab. Trotz des mörderischen Feuers und Steinregens der Belagerten trieb er sie von ihren Posten. Das Glück verschonte ihn mitten unter tausend Fallenden, und er nahm Besitz von der Bastei. Alles kam ihm mit Glückwünschen entgegen. In Folge davon erhielt er jetzt in seinem 23. Jahre den Rang eines Feldmarschalls. In den darauf folgenden Jahren trug sein weises Benehmen bei dem Rückzuge von Mainz, wo das französische Heer von Entbehrungen aller Art auf das Empfindlichste heimgesucht ward, so wie die Eroberung von Breisach, welche vorzüglich sein Werk war, und viele andere Beweise seiner Tapferkeit, nicht wenig zur Vermehrung seines Ruhmes bei. Die allgemeine Achtung und Liebe ward ihm zu Theil und selbst der Cardinal Richelieu bot ihm eine seiner Verwandten zur Gemahlin an, welche Turenne aber aus Anhänglichkeit an die reformirte Religion, worin er erzogen war, ausschlug. Im Jahre 1639 ward er unter dem Oberbefehl des Marschalls von Harcourt nach Italien gesandt, wo er die Belagerung von Casale aufhob und bei Montcallier die Feinde schlug, während jener Turin belagerte. Im Jahre 1643 eroberte er Roussillon und erhielt in seinem 32. Jahre den Marschallstab und den Oberbefehl des Heeres in Deutschland. —

Raum war er nun daselbst angekommen, so statete er sein Heer, das sich in dem beklagenswerthesten Zustande befand, aus seinen eignen Mitteln aus, so daß es ihm gelang, mit demselben, das 6 bis 7000 Mann stark war, über den Rhein zu gehen und die Baiern unter dem General Mercy zu schlagen. Er vereinigte sich hierauf mit dem Herzog von Enghien, ward 1645 bei Mergentheim (Marienthal) geschlagen, gewann aber einige Monate später die Schlacht bei Nördlingen. Im Jahre 1646 schlug er, nachdem er sich mit den Schweden unter Wrangel verbunden hatte, mit diesem die Baiern bei Zusmarshausen, rückte dann selbst in Baiern ein und zwang den Herzog um Frieden zu bitten, und dieser wurde nun auch im October des Jahres 1648 zu Münster geschlossen. —

Der bürgerliche Krieg gegen den Cardinal Mazarin brach im Jahre 1649 in Frankreich aus, und Turenne, von seinem Bruder, dem Herzog von Bouillon, gewonnen, trat auf die Seite des Parlaments, zugleich aber fiel auch ein bedeutender Theil seines Heeres von ihm ab. Da er nun einsah, daß er mit dem ihm bleibenden Reste seiner Soldaten nichts Bedeutendes würde unternehmen können, zog er sich nach Holland zurück. Bald jedoch, nachdem sich die Streitigkeiten der beiden Parteien ausgeglichen hatten, kehrte auch er wieder nach Frankreich zurück, und nun suchte Mazarin ihn an sich zu fesseln, indem er ihm nicht nur den Oberbefehl des Heeres in Flandern, sondern auch eine seiner Nichten zur Gattin anbot. Doch Turenne, welcher mit Spanien verhandelt und demselben seine Dienste angeboten hatte, nahm weder das Eine noch das Andere von diesen Anerbietungen an. — Im Jahre 1650, nunmehr im Dienste der Krone Spanien, wurde er von dem französischen Marschall du Plessis Praslin bei Rhetell geschlagen, und freimüthig gestand er, diese Schlacht durch sein eignes Versehen verloren zu haben; denn, setzte er hinzu, wenn Jemand keinen Fehler im Kriege begeht, so ist es ein Beweis, daß er noch nicht lange dabei gewesen ist. Der spanische Hof sandte ihm, um ihn zur Fortsetzung des Kriegs aufzumuntern, 100,000 Kronen,

welche Turenne aber, in der Hoffnung einer Ausöhnung mit der französischen Hofpartei, zurückschickte, und im Jahre 1651 erfolgte denn diese Ausöhnung auch wirklich, und Turenne ward nunmehr zum General der königlichen Heere ernannt. Er hatte jetzt an dem Prinzen von Condé, welcher in spanischen Diensten war, einen bedeutenden Gegner, und sie kämpften mit wechselndem Glücke gegen einander. — Im Jahre 1653, nachdem er zum Gouverneur von Limousin und zum Staatsminister erhoben worden war, vermählte sich endlich Turenne mit der Tochter des Marschalls, Herzogs de la Force, einer Protestantin; doch blieb diese Ehe kinderlos. — Durch die Einnahme Dünkirchen's und des größten Theils von Flandern bewirkte er, indem sich Ludwig XIV. mit einer spanischen Prinzessin verband, den pyrenäischen Frieden. Im Jahre 1667 aber erneuerte Ludwig den Krieg mit Spanien wieder; zugleich wählte er Turenne zu seinem Lehrer in der Kriegskunst, gab ihm den Titel eines Generalmarschalls der französischen Armeen und machte ihn zu seinem Unterfeldherrn, um sich so durch dessen Tapferkeit und Talent selbst kriegerische Lorbern zu erwerben. — Noch in demselben Jahre änderte Turenne, nach Einigen aus Ueberzeugung, nach Andern aus ehrgeizigen Absichten, seine Religion und ward Katholik. — Da 1672 der Krieg mit Holland beschlossen wurde, erhielt Turenne wiederum den Oberbefehl, und er zwang den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, welcher den Holländern beistand, nachdem er ihn bis zu seiner Hauptstadt zurückgedrängt hatte, um Frieden zu bitten. — Nach der Eroberung der Franche Comté vertheidigte Turenne die Grenzen dieses Landes, ging 1674 bei Philippsburg über den Rhein, bemächtigte sich Singheims und verfolgte das kaiserliche Heer bis zum Main. Durch diese Flucht der Feinde sah er sich nun als Herrn der Pfalz, welche von seinen Soldaten auf die fürchterlichste Art verheert und verwüstet wurde; zwei Städte und 25 Dörfer gingen in Feuer auf und die unglücklichen Bewohner selbst, welche ihrem Schicksale nicht zu entrinnen vermochten, wurden mit empörender Grausamkeit gemartert. Darüber höchst entrüstet, sandte der Kurfürst von der Pfalz einen Brief voller Vorwürfe an Turenne, in welchem er ihn zu einem Zweikampfe herausforderte. Der Marschall sandte das Schreiben dem Könige zu, der die Annahme der Herausforderung verbot, und Turenne gab nun dem Kurfürsten eine in Complimenten eingehüllte Antwort, welche die Annahme der Herausforderung in Zweifel ließ. Mit schonungsloser Kaltblütigkeit ließ er einen Theil der Kornfelder des Elsasses verheeren, um dem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden und erlaubte seiner Reiterei auch, Lothringen zu verwüsten. Er wollte lieber als Heerführer Lorbern ernten, denn als Wohltäter der Nation sich ihren Segen erwerben, und machte somit von dem harten Kriegesgesetze einen unumschränkten Gebrauch. Das unbegrenzte Vertrauen und die außerordentliche Anhänglichkeit seiner Soldaten machte es ihm auch möglich, seine Feldherrngrundsätze durchzuführen und seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu verschaffen.

Siebenzigtausend Mann stark fielen die Kaiserlichen im Elsaß ein und belagerten Breisach und Philippsburg. Mit 20,000 Mann, zu welchen noch eine geringe Verstärkung kam, zog nun Turenne über schneebedeckte Gebirge und war im Oberelsaß mitten unter den feindlichen Heeren, als diese glaubten, daß er noch in Lothringen beschäftigt sei. Er zerstreute die große Heeresmacht, welche ihm gegenüberstand, ohne eine bedeutende Schlacht, beschützte das Elsaß und zwang die Deutschen über den

Rhein zu gehen. — Die allgemeine Bewunderung, welche dieses große Ereigniß erregte, stieg noch mehr, da man erfuhr, daß Turenne zwei Monate vorher nicht nur die Marschroute des Feindes im Voraus berechnet oder erfahren hatte, sondern sogar auch den Ausgang seines Unternehmens vorausgesagt habe. — Das große Glück, welches Turenne fortdauernd begünstigte, hatte bewirkt, daß die ihm gegenüberstehenden Truppen das Vertrauen zu ihren Führern verloren. Der kaiserliche Hof ergriff daher die äußerste Maßregel und stellte ihm seinen besten General entgegen. Der Graf von Montecuculi wurde im Jahre 1673 an den Rhein gesandt. Nach einer Menge kunstreicher Bewegungen kam es zu einem Treffen bei Salsbach im Badenschen, worin Turenne (27. Jul. 1675) durch eine Kanonenkugel, welche einen Baumast auf ihn niederschlug, getödtet wurde. Dieselbe Kugel raubte dem General von St. Hilaire einen Arm, welcher, da seine beiden Söhne darüber in Thränen ausbrachen, denselben zurief: „Nicht mich dürft ihr beklagen, sondern (indem er auf Turenne zeigte) diesen großen Mann; in ihm hat Frankreich einen unersetzlichen Verlust erlitten.“ — Der Schmerz der Soldaten Turenne's war groß, da sie „ihren Vater“ verloren hatten. Selbst sein König beweinte in ihm seinen tüchtigsten Feldherrn; er ließ seinen Ueberresten die höchste Ehre erweisen und dieselben zu St. Denis beisetzen, wo sie noch neben den Königen von Frankreich ruhen. —



Turenne.

Mit seiner Seelengröße bildeten die fast an Gemeinheit und Hoheit grenzenden Formen seines Außern einen Contrast. So viel Rauigkeit sein äußeres Erscheinen während des Krieges hatte, so viel Milde besaß sein Charakter in der Friedenszeit. Im Kriege hätte man ihn einen Tyrannen genannt. Sein Wandel und seine Gesinnungen waren gleich unbescholten; einige kurze Züge aus seinem Leben mögen hier noch dazu dienen, seine große Uneigennützigkeit, Großmuth und Bescheidenheit zu zeigen.

Als Turenne nach Deutschland kam, schlug man ihm einen Plan vor, durch dessen Ausführung er eine Summe von hunderttausend Thalern gewinnen konnte; Turenne jedoch, nur seine Pflicht streng vor Augen, er-

widerte: „oft schon seyen ihm Gelegenheiten dieser Art geworden, ohne sie zu benutzen, auch jetzt werde er seine Gewohnheit nicht ändern.“ — Ein undemittelter Offizier klagte ihm, daß seine beiden Pferde in der Schlacht getödtet worden seien; sogleich gab ihm Turenne zwei seiner besten Rosse, doch mit der Mahnung, es Niemand mitzutheilen, aus Furcht, wie er sagte, daß noch mehr kämen; „denn ich habe nicht die Mittel, der ganzen Welt zu schenken.“ So suchte er das Verdienstliche seiner Handlung durch einen Vorwand der Dekonomie zu verbergen. —

Eine Stadt bot ihm eine bedeutende Summe an, um ihn zu bewegen, nicht durch ihr Gebiet zu marschiren. „Da Ihre Stadt, antwortete Turenne, nicht auf meinem Wege liegt, so kann ich auch Ihr Anerbieten nicht annehmen.“ Und so bleibt Turenne, trotz seiner Fehler, welche er mit vielen großen Männern gemein hat, nicht nur für Jeden, der sich dem Kriege widmet, ein Muster in der Kriegskunst, sondern auch für Alle ein nachahmungswürdiges Muster der Tugend.

Turenne wird ewig in dankbarer Erinnerung des Franzosen leben. Seine Thaten pflanzen sich in mündlicher Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fort, und der begeisterte Vater erzählt dem aufmerksamen Sohne die Thaten eines Feldherrn, der den Helden der Vorzeit an die Seite zu setzen ist.

#### Das Schicksal einer englischen Colonie auf der Pitcairn-Insel.

[Beschluß.]

Capitain Beechey verweilte 18 Tage unter diesen guten Leuten und schloß seine Nachrichten über sie mit folgenden Worten: „So lange wir auf Pitcairn-Eiland verweilten, hörte ich nie einen unziemlichen Scherz oder leichtfertige Reden oder Sticheleien, mit denen man sich anderswo zu unterhalten pflegt. Sie sind so gewohnt, Alles buchstäblich zu nehmen, wie es gesagt wird, daß sie Ironie als Falschheit auslegten, man mochte es ihnen begreiflich zu machen suchen wie man wollte. Der Sonntag ist ganz dem Gebete, dem Lesen und ernstlichen Betrachtungen geweiht. An diesem Tage darf kein Boot auslaufen, keine Arbeit verrichtet werden, ausgenommen die Küchengeschäfte, wozu inzwischen schon am Vorabende die Vorbereitungen getroffen sind. Ich wohnte an diesem Tage dem Gottesdienste bei. Die Gebete wurden von Adams vorgelesen, das Evangelium von Buffet, Gesänge eröffneten und schlossen den Gottesdienst. Auf jedem Gesichte sprach sich der Ausdruck inniger Andacht aus, und an den Kindern war ein Ernst sichtbar, wie er bei den jüngern Leuten unserer Gemeinden nicht zu bemerken ist. In ihrer Litaney beteten sie für den König und das königliche Haus mit der größten Innigkeit. Buffet trug hierauf eine Predigt vor, die, damit man nichts überhörte oder vergaß, dreimal vorgelesen wurde. Hierauf folgten wieder Gesänge, die von den ältern Gliedern der Versammlung und dann von den Kindern gesungen wurden. Auf diese Weise dauerte die Feierlichkeit ziemlich lange; allein der saubere und niedliche Anzug der Gemeinde, die Andacht auf jedem Gesichte, die Unschuld und Einfalt der kleinen Kinder gewährten ein höchst lebendiges und anziehendes Bild. Eine halbe Stunde darnach versammelte man sich abermals zum Gebete und bei Sonnenuntergang zum dritten Male, so daß mit den Morgen- und Abendandachten am Sonntage fünf Mal Kirche gehalten wurde.“

„Man kann über dieses Völkchen nichts weiter hinzufügen, als daß es in vollkommener Eintracht und Zufriedenheit lebt; tugendhaft, gottesfürchtig, heiter und mehr als es eigentlich die Klugheit erlaubt, gastfreundschafflich ist, daß es als ein Muster von Gatten- und Aelternliebe aufgestellt werden kann. Nur äußerst wenige Fehler ließen sich an ihm bemerken, und unser Aufenthalt bei diesen gutmüthigen Menschen dauerte lange genug, und ihr Betragen war allzu offenherzig, als daß wir nicht jeden Flecken in ihrem Wandel hätten bemerken können.“

Die Bewohner dieser Insel zeichnen sich durch ihre ansehnliche Größe und Körperstärke aus. Ein Jüngling trug zwei Schmiedehämmer, einen Ambos und einen Wurfanker, zusammen 600 Pfund; ein anderer ein Boot von 28 Fuß Länge. Im Schwimmen sind sie so geschickt, daß sie oft einen ganzen Tag im Wasser zubringen, und in einem Zuge rings um die Insel schwimmen, welche 7 englische Meilen im Umfange hat.

Als Beechey sich zur Abreise anschickte, gaben alle Bewohner der Insel ihr tiefes Bedauern darüber zu erkennen. Aber auch die Briten hatten die Inselbewoh-

ner lieb gewonnen. Besonders empfand Adams Sohn, Georg, die Trennung sehr schmerzlich. Georg, ein starker, muthiger Jüngling, wünschte lebhaft, sich auf dem Blossom mit einzuschiffen. Aber die alte Mutter weinte so bitterlich, und bestimmte eine so kurze Frist zu seiner Rückkehr, daß Beechey ihn unter solchen Umständen nicht mitnehmen konnte.

Wir schließen diese kurzen Notizen über diese interessante Colonie mit der Nachricht, daß der alte, ehrwürdige Adams am 19. März 1830 nach einer kurzen Krankheit gestorben ist und daß ihn seine Frau, allzusehr ergriffen von diesem Verluste, nur um wenige Monate überlebt hat.

Einige Nachrichten über des Capitain Bligh ferneres Schicksal werden wir in einem der nächsten Blätter dieses Magazins liefern.

### Der Elephant und der Alligator.

In eine schauerliche Gegend Ostindiens verlegt uns das vorliegende Bild; denn alle Schrecknisse des Wal-



Der Elephant und der Alligator.

des scheinen hier auf einen einzigen kleinen Raum zusammengedrängt zu sein. Oder sollten nicht die alten hundertjährigen Baumstämme, das wilde Gestrüpp, das dichte Laubwerk, welches die ganze Gegend einschließt und ein höhlenartiges Dunkel über sie verbreitet, die rohen Felsenblöcke, der regungslose Wasserpfuhl, vor Allem aber die gierigen Raubthiere, welche sich so zahlreich hier eingefunden haben, einen Menschen mit Schrecken erfüllen, der vielleicht nur an liebliche Thäler und schattige Lustwälder gewöhnt ist, in denen höchstens ein munteres Eichhörnchen von Ast zu Ast springt, ein schüchternes Reh seinen Weg sich durch die Gebüsche bahnt, oder in denen der Kuckuk seinen einformigen Ruf ertönen läßt? — Aber was führt den gierigen Geier,

den Marabu, einen storchartigen Vogel, den die Engländer Adjutant nennen, den gefräßigen Schakal und endlich die furchtbaren Alligatoren hierher? Jener riesige Elephant ist es, der, todt niedergestürzt, fast die ganze offene Gegend unseres Bildes einnimmt und nicht nur jenen Raubthieren, sondern auch so manchem Gewürm, besonders aber wohl auch einer großen schwarzen Ameise, die sich dort zu Tausenden einfundet, eine reiche Mahlzeit darbietet.

Dieses Bild ist übrigens nicht ein leeres Gebilde der Phantasie, nein! es ist eine treue Darstellung einer Naturscene, wie sie uns in dem in London erschienenen Oriental Annual, einem der prächtigsten englischen Taschenbücher, geschildert und abgebildet wird.

Ein kurzer Auszug jener Beschreibung, welche uns darin gegeben wird, mag hier folgen.

Eine englische Dame, welche in Ostindien lebte, hatte einen Boten mit einem Briefe einige Stunden weit in das Innere des Landes geschickt. Sein längeres Ausbleiben ließ sie befürchten, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen sei, und sie sandte daher Leute aus, welche ihn aufsuchen sollten. Schon waren diese nach langem vergeblichen Suchen auf der Rückkehr begriffen, als sie bei der Ueberfahrt über einen Fluß einen todtten Alligator erblickten, dessen Rachen weit aufklaffte und der, wie sie nach einer kurzen Untersuchung des Schlundes bemerkten, erstickt war. Sogleich schnitten sie dem Thiere den Hals auf und fanden — den Kopf des vermißten Boten, welchen der Alligator nicht hatte hinunterwürgen können. In dem Turban, der noch fest auf dem Kopfe saß, fand sich die Antwort auf den Brief der Dame noch ganz unversehrt. Wahrscheinlich hatte der Unglückliche durch den Fluß schwimmen wollen und war so die Beute, aber zugleich auch die Ursache des Todes dieses Ungeheuers geworden.

Die Gesellschaft wanderte jetzt mit mehreren bewaffneten Eingebornen weiter und erreichte bald jene offene Stelle im Walde, welche auf unserer Abbildung dargestellt ist. In der Mitte nahm man eine ansehnliche Wasserlache wahr, die von außerordentlich großen Alligatoren wimmelte. Am oberen Ende des Wassers lag ein todtter Elephant, den gierig ein großer Alligator zerfleischte, indessen in der Ferne junge Alligatoren und unzählige Raubthiere ungeduldig auf das warteten, was er ihnen übrig lassen werde.

Als die Gesellschaft später diesen schauerlichen Ort noch einmal besuchte, fand sie nichts mehr als das Gerippe des Elephanten, das so rein abgenagt und so weiß geworden war, als ob es von Menschenhand bearbeitet worden sei, um in einem Museum aufgestellt zu werden.

M. A. B. R.

### Der St.-Stephansdom zu Wien.

Der Mensch, der die Wirklichkeit, wie es jeder geniale Künstler thut, nach Ideen gestaltet und anschaut, hat immer ein Unendliches vor Augen, das mit irdischen Kräften zu vollbringen nicht immer gelingt. — Daher geriethen gewiß auch die Riesenpläne unsrer deutschen Baumeister um so mehr ins Stocken, und es wurden von den angefangenen Domen die wenigsten, ja im strengsten Sinne des Wortes fast keiner vollendet; Schade ist allerdings der Mangel an Vollendung, aber wenn man sich das Fehlende hinzudenkt, sind die prachtvollsten derselben in ihrer Halbheit so ganz, daß sie einem Urbaume gleichen, der, im Blühen begriffen, eben die ersten Knospen entwickelte, neben denen die übrigen als werdende die Blätter entfalten! — Es gab Zeiten, wo ein gepudertes Franzos einen deutschen Dom für ein *édifice gothique* (was damals gleichbedeutend mit plump und häßlich war) hielt und wir aus Gallomanie dazu Amen sagten. Allein das Blatt hat sich gewendet; ihnen und uns sind die Augen geöffnet und wir beten da an, wo wir früher kaum hinsahen. — Ueber Gedankeneinheit kann die Menschheit sich eben nicht beschweren, denn der Begeisterten giebt es unter Millionen nur Einen und dieser, wenn er sonst so glücklich ist, aus dem Wüste der übrigen aufzutauchen, muß für Alle

denken und thun, damit die Jahrtausende des Völkerlebens nicht ganz in das Nichts zurücksinken! — Ehre, wem Ehre gebührt! — Weil es denn so Wenige giebt, die, als Erfinder auftretend, der Nachwelt bleibende Denkmale hinterließen, sei ihr Name gefeiert und das Volk gepriesen, aus deren Mitte sie hervorgingen. — Früher gedachte ich Ervin's von Steinbach und seiner Nachkommen, Hilzen's von Köln und der Erfinger, welche, den Dom von Freiburg im Breisgau nicht zu vergessen, sich in denen von Straßburg und Ulm vereinigten. Aller guten Dinge sind drei, sagt das Sprichwort, — aber hier soll noch von einem vierten die Rede sein, das seither weniger beachtet, gleichwohl als eins der letzten Wunderwerke unsrer Altvordern anzusehen ist, — ich meine den Münster St.-Stephan zu Wien. —

Schon vor dem Jahre 1144 gründete Oestreichs erster Herzog, Heinrich II. (Jasomirgott) außer den damaligen Ringmauern der kleinen, kaum erst aus dem Schutt der röm. Fabiana neuerstandenen Stadt Wien ein Gotteshaus, das später durch Anbau und Vergrößerungen zu dem heutigen Metropolitendome emporwuchs. Einer in dem Verzeichnisse der Bauherren und Steinmetzen aufgefundenen Nachricht zufolge war Octavian Falkner aus Krakau der dabei thätige erste Werkmeister, welcher den Bau so rasch förderte, daß schon im Jahre 1147 der Bischof Reimbert von Passau die Kirche zu Ehren ihres sie beschützenden Heiligen einweihen konnte. — Von Falkner's Geschicklichkeit geben noch heute die Emporkirche und die beiden vordern Thürme, welche damals die Ecken des westlichen Gebäudes bildeten, das beste Zeugniß. Im Einklang mit der Breite der Stirnseite zogen sich höchstwahrscheinlich auch die Längenseiten bis in die Gegend, wo jetzt die großen Thürme stehen, hin, und hier war der Dom mit einem halbrunden Chor geschlossen. — Nach etwa 130 Jahren verlor die Kirche ihre ursprüngliche Gestalt; denn da sie schon in den Jahren 1258 und 1275 durch Feuerbrünste großen Schaden erlitten hatte, so ließ sie der Pfarrer Bernhard von Prembach, mit Unterstützung des Königs Ottokar von Böhmen, wiederherstellen, bei welcher Gelegenheit sie auch etwas erhöht wurde. Auch errichtete er einen Chor, der am 23. April 1340 von Albrecht, Bischof zu Passau, eingeweiht wurde, bis an den heutigen Hochaltar reichte und die Breite des Mittelschiffs hatte. — Unter seinem Nachfolger, Rudolph IV., erhielt der Münster erst seine gegenwärtige Gestalt. Dieser vollendete nicht nur den von seinem Vater angefangenen Bau der untern Kirche mit gänzlicher Schließung der Gewölbe und Aufsetzung des hohen Daches, sondern begann auch, indem er den albertinischen Chor gänzlich abbrechen ließ, einen neuen erweiternden Bau an diesem Theile des Gebäudes, wozu er am 7. April 1359 den ersten Stein legte. Die Dome zu Freiburg und Straßburg mochten wohl die Nachseiferung erweckt haben, so daß Rudolph den anspruchlosen, armen, aber kunstfernen Meister Wenzla aus Klosterneuburg zum Aufbau zweier, über die Vorsprünge des Kreuzes zu errichtender Thürme aufforderte.

Mit beschleunigter Thätigkeit griff der Künstler das Werk an, allein schon im Jahre 1404 vom Tode ereilt, konnte er den südlichen Thurm nur bis zu zwei Drittel seiner Höhe heraufführen. Auch Rudolph starb früh, aber sein Nachfolger, Herzog Albrecht III., und Kaiser Albrecht II. ließen sich die Sache sehr angelegen sein. Unermüdet arbeitete Meister Peter von Brachwitz bis 1429 an dem von Wenzla begonnenen Thur-

me, bis Hans Buchsbaum, Brachawigens Polirer, der nach ihm als Kirchenbaumeister erscheint, der Pyramide die Spitze aufsetzte. — Am St.-Hippolytustage 1450 (den 13. August) hatte bereits Simon, Probst von Klosterneuburg, im Beisein der Äbte Joh. von Heiligenkreuz, Peter von Lilienfeld, Niclas von St. Dorothea, des Landmarschalls in Oestreich, Grafen Bernhard von Schaumberg, des Bürgermeisters Konrad Hölzler und Anderer den Grundstein zum zweiten Thurme gelegt, woran Buchsbaum fortbaute, bis er im Jahre 1454 starb. — Nach ihm übernahmen Leonhard Steinhauer, Lorenz Pfenig von Dresden und Seisfried Ronny von Konstanz, Letzterer etwa nach 1480, und mit dem Beginne des 16. Jahrhunderts Georg Klanig von Erfurt und Anton Pilgram von Brunn den Bau, welcher sehr langsam vorrückte. Im Jahr 1516, da Gregor Hauser Baumeister bei St. Stephan war, gab man endlich die Errichtung des zweiten Thurmes gänzlich auf, sodaß er, über ein halbes Jahrhundert unbedeckt bleibend, den Raubvögeln zum Aufenthalt diente. Endlich wurde er 1579 von Hans Saphoy mit einem kleinen Aufsatz überbaut und mit einem Kupferdache versehen, wodurch die darunter liegenden, von ihm und Meister Schüler reparirten Gewölbe dem fernern Verfall entgegen. Seitdem blieb die Kirche, einige unbedeutende Anbaue ungerechnet, dieselbe, jedoch wurde der ihr im Kriege mit den Franzosen 1809 zugefügte Schaden durch den Hofarchitekten Aman meisterhaft ausgebessert.

Die Grundform der Kathedrale ist ein lateinisches Kreuz. Sie ist durchaus von Quadersteinen erbaut und mißt in der Länge, von der äußern Mauer der Vorlage des Niesenthors bis zu der des hohen Chors 55 Klafter 3 Schuh, in der Breite aber von dem einen bis zum andern Eingange unter den Thürmen im Kreuz 37 Klafter. Die äußere Mauer ist 13 Klafter 1 Schuh hoch. Kühn erheben sich an derselben die mächtigen Strebe Pfeiler, zwischen welchen 31 hohe bis an das Gewölbe reichende, zum Theil gemalte Glasfenster prangen. Ueber sie steigen die beiden Niesendächer empor, zu deren Zimmerwerk man allein 2900 Stämme verwendete. Beide sind von außen mit Gängen von zierlicher Steinmegarbeit umgeben und mit glazirten Ziegeln von weißer, rother und grüner Farbe gedeckt, welches recht artig, aber zu bunt ausfiehet. Die Stirnseite der Kirche liegt gegen Westen und bildet ein seltsames Gemisch von Altem und Neuem. Das Niesenthor oder der Haupteingang ist ein Meisterstück altgothischer Architektur, ein wahrer Zauberschrein seltsamer Gestalten, woran Löwen, geflügelte und ungeflügelte Gebilde und Ungeheuer sich begegnen und bekriegen. Der übrige Theil des alten Baues ist ziemlich dürftig ausgestattet und sieht, mit Ausnahme der geschmackvollen Radfenster, sehr antik. Die Heidenthürme sind aus Quadersteinen erbaut, achteckig und messen 33 Klafter 4 Schuh in der Höhe, sonst ist an ihnen nicht viel zu bewundern. Schöner ist ohne Zweifel der vollendete, im Kreuze an der Mittagsseite liegende Thurm, dem der Straßburger allein den Rang streitig macht. Seine Höhe beträgt 72 Klafter 1 Schuh 3 Zoll wiener Maß (433 $\frac{3}{4}$  Zoll). Ganz aus Quadern errichtet, muß man über dessen ungemeine Leichtigkeit und Durchsichtigkeit erstaunen, die das Material fast in Vergessenheit bringt. Man gelangt durch zwei Aufgänge in das Innere desselben. Einer, und zwar der ältere, befindet sich im Theilchore, der andere neben der Wohnung des Thurmeisters. Bis zur Höhe des Kirchendachs führt eine Wendeltreppe in einem Eckpfeiler des Thurms über 553

steinerne Stufen, wodurch man in dessen Kern eintritt. Höher hinauf leiten 6 hölzerne Stiegen mit 200 Stufen. Hierunter verdient eine Schneckentreppe der Erwähnung, an welcher an einem einzigen Stamme 56 Stufen so geschickt angebracht sind, daß man von einem Ende bis zum andern in gerader Linie sehen kann. Die Spitze erreicht man auf Leitern (freilich etwas profaischer als beim Straßburger), von wo aus man das Panorama der Stadt und Gegend überseht. Vom andern (dem nichtfertigen) Thurme zu reden, wäre sehr überflüssig, da er im Allgemeinen nach demselben Plane angelegt ist, wie der erstere. Bis zum oberwähnten Saphoy'schen Aufsatz mißt er 23 Klafter 5 Schuh, mit diesem aber bis zum Adler 34 Klafter 1 Schuh. Ein Mehreres vom Außern des Gotteshauses zu sagen, möchte dem Innern Abbruch thun, weshalb ich mich dem letztern zuwende. Wie in den meisten altdeutschen Kirchen, ist der Eindruck ehfurchtgebietend und ernst. Zwölf hohe Pfeiler tragen das düstere Gewölbe der 19 Klafter 2 Schuh (116 Fuß) breiten Unterkirche und sondern das freie Schiff von den Absseiten, die wenig schmaler als das erstere sind. Die Höhe des Schiffes beträgt 14 Klafter 2 Schuh, jene der Absseiten 11 Klafter 3 Schuh. Merkwürdig ist, wie zu Straßburg, die an dem mittlern Pfeiler jener Reihe, welche das Mittelschiff von der Absseite trennt, angebaute Kanzel. An Verzierung und Pracht giebt sie der obgenannten nichts nach, ist 27 Schuh 6 Zoll hoch und wurde 1430 vollendet. Wahrscheinlich verfertigten Grabner und Peter von Nürnberg auch jene beiden herrlichen Brustbilder des kühnen Thurmvollenders, wovon das kleinere unter der Kanzel, das andere fast lebensgroße sich unter dem alten Vagelchore bei dem St. Peter- und Paulsaltare befindet. Letzteres, unbestritten eines der herrlichsten Kunstgebilde des 15. Jahrh., ist hart am Fuße dieses Chors, da wo sich eine Knospe entfaltet, in einer fensterähnlichen Oeffnung angebracht. Auch der Taufstein ist ein ausgezeichnetes Kunstwerk des 15. Jahrhunderts. Er steht in der St. Katharinenkapelle des Doms. Die aus den Zeiten Kaiser Friedrich III. herrührenden Chorstützle mit dem Monogramm I. S., welches auf Jörg Sürkin, den Verfertiger der berühmten Ulmer Chorstützle, hinweist, sind vortrefflich und so reich verziert, daß sie hierin die letztern übertreffen. Noch 1646 besaß der Dom St. Stephan sehr schöne Glasmalereien, allein die meisten derselben sind verloren und nur hier und da bemerkt man Ueberreste des Bessern. Beachtungswerth sind hier noch das Cenotaphium Herzog Rudolph IV. und seiner Gemahlin Katharina (einer Tochter Kaiser Karls IV.), welches dem 15. Jahrhundert angehört. Ferner der Sarkophag Kaiser Friedrich III. Dieses unstreitig größte Meisterwerk der Metropolitane entstand mit Beiwirkung vieler andern Künstler durch den berühmten Straßburger Bildhauer Niklas Lerch. Noch bei Lebzeiten des Kaisers brachte dieser den Sargdeckel fertig, das ganze Werk wurde aber erst im Jahre 1513 vollendet. Friedrich III. und Maximilian I. sollen dafür 40,000 Dukaten bezahlt haben. Dies Monument zu beschreiben, würde zu viel Platz erfordern und ich beschränke mich nur, zu erwähnen, daß man daran 240 Figuren zählt, welche sämmtlich mit dem sorgfältigsten Fleiße ausgeführt sind. — Der Grabmäler des Protucius, Celsus, Cuspian, des Wiener Brückenmeisters und Rathsherrn Joh. Hutstocker, an der Außenseite der Kirche am zweiten Fenster der Chorvorlage, sowie Otto's, des frühlichen, lustigen Rath's, Nithard Otto Fuchs, erwähne ich nur obenhin, da ohne ein Abbild deren Gestalt doch nicht zur Anschauung kommt.



Die St. Stephanskirche in Wien

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.